Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von
D. Max Fischer, Berlin, D. Curt Stage, Hamburg, Adolf Schäfer, Bremen.

47. Jahrgang.

Eine monatliche Beilage: Missionsblatt.

1914 | Berlin-Bremen, den 4. November. | Nr. 45

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 2 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis der Einzelnummer 20 Pf. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf. Postscheckkonto Berlin NW. 16428. — Telephon Nollendorf 1669.

Inhalt: Pflicht! Von Gustav Schüler. — Kriegssprüche. Von Julius Bode. — Kriegssegen im Berliner Norden. 2. Von Erich Pfalzgraf. — Der Krieg und Englands Frömmigkeit. 2. Von H. Goetz. — Der Deutsche. Von K. E. Knodt. — Wir daheim. — Meine Zeitung. Von Saxo. Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Pflicht!

Das Lachen sei verloren in dieser Zeit der Not.
Wer lacht, wenn vor den Toren um Einlaß steht der Tod?

Wer hält's mit losem Prunken, mit Glitzer und mit Tand?
Das alles ist versunken wie aufgefärbter Sand!

Wenn die da draußen liegen in Graben, Schlamm und Pfuhl,
Wirst du dich doch nicht wiegen im seid'nen Schaukelstuhl?

Und wirst nicht Feste zetteln und weichlich Wesen tun,
Wenn die da draußen betteln, nur einmal auszuruhn?

Und wirst nicht Possen tragen mit rüdem Narrenmund,
Wenn die sich draußen schlagen auf blutbetrieftem Grund?

Jetzt ist ein Wort in Eisen, und dieses Wort heißt P f l i c h t!
In dieser Zeit beweisen sich nur die Schufte nicht!

G u s t a v S c h ü l e r.

Kriegssprüche.

Von Julius Bode, Bremen.

Laßt uns tüchtig sein, denn im Anfang war und heute gilt und ewig bleibt die Tüchtigkeit.
Laßt uns tapfer sein, denn im Anfang war und heute gilt und ewig bleibt die Tapferkeit.
Laßt uns tätig sein, denn im Anfang war und heute gilt und ewig bleibt die Tat.
Laßt uns treu sein, denn im Anfang war und heute gilt und ewig bleibt die Treue.

*

Laßt uns endlich einmal das Mißtrauen gegen uns selber aufgeben. Wir haben nur unser Edelstes und Heiligstes bisher vergraben. Durch lauter Förmlichkeiten und Lebensart. Wir haben den heiligen Geist der Deutschheit, der aus uns allen so gerne flammen möchte, in uns zurückgehalten.

*

Darum wollen wir uns jetzt nicht hinstellen und Gott um Wunder bitten. Nicht um Sieg, wo wir nicht selber siegen können. Wir flehen nur um dies eine Wunder: Daß das deutsche Volk sich wieder auf sich selbst besinne und an seine Seele glaube und dem Gott seiner Seele folge.

*

Laßt uns über alle Dogmen und Dogmenunterschiede hinweg den einen Satz täglich bewähren und bewahrheiten: Wir glauben, daß wir nicht verzweifeln dürfen. Dann sind wir fromme Menschen mit tapferem Sinn, die freudigen Auges in eine Zukunft schauen dürfen, die zu lichten Höhen führt.

*

Laßt uns unser Einzelherz aufgeben und das Herz unseres Volkes zu dem unseren machen, daß seine Sorgen unsere werden und seine Hoffnungen unsere Hoffnungen. So wird die große Zeit den letzten Rest von Jämmerlichkeit in uns töten, und die großen Herzen werden die große Zukunft bauen.

Kriegssegen im Berliner Norden.

2.

D i e K r i e g s k i r c h e.

Kriegsbuß- und -bettag. Morgens 10 Uhr. Glockengeläut schwingt über dem Häusermeer. Und es ist ein Zürnen in ihm, wenn es an unseren Kirchtürmen vorüber kommt: Warum macht ihr nicht mit und seid so stumm unter all den Himmelsstimmen? Und unsere Türme sagen: Wir haben Zeit. Wir warten auf u n s e r e Stunde. Die ist nicht, wenn unser hastendes Volk, dem wir dienen, an den Buden des Wochenmarkts wimmelt und dort geschäftig sein muß, um dies und das für seine ausziehenden Krieger zu besorgen. Und die Glockenklänge eilen weiter: ihr müßt mit, ihr müßt mit. Und sie m u ß t e n mit.

Das kam so: Die Behörde war weitherzig genug, die Stunde des Gottesdienstes jeder Gemeinde zu überlassen. Wir haben lange überlegt, welche wir wählen sollten, obwohl wir annahmen, daß die meisten Berliner Kirchen die 10-Uhr-Stunde nehmen würden. Denn wir hatten in unserer Nordecke unsere Erfahrungen mit plötzlich anberaumten, außergewöhnlichen Kirchenfeiern. Es mußte eine Zeit sein,

in der jeder einmal Zeit haben konnte und die jedem die Gelegenheit nahm, auf der erbärmlichen Krücke des „Zeitmangels“ wieder mal in entscheidungsschweren Stunden am Gotteshause vorbeizuhinken. So legten wir die Feier auf abends 8 Uhr und schlugen das an den Kirchentüren an. Wir waren dabei recht und waren dabei falsch beraten. Am Abend konnte wirklich, was uns sonst kaum bei den Konfirmationsfeiern begegnet, der berühmte Apfel nicht in der Kirche zur Erde, und am Morgen hatten wir obendrein — Glück über Glück — unseren ersten wahrhaftigen Kirchensturm, vor dem wie von selbst die Glocken zu schwingen und die Kirchentüren zu knarren begannen. Still und verschlossen lag um 10 Uhr unsere Kirche da. Aber vor der Kirche wurde es lebendig. Man las den Anschlag, schüttelte die Köpfe und ging ein Haus weiter zur Nachbarkirche. Und weiter blieb's lebendig, und uns blieb nichts anderes zu tun übrig, als das fromme Leben vor den Kirchentüren, die in unserem Viertel noch nie geschaute Frömmigkeit der Straße, einfach in der Kirche einzufangen.

Der älteste Amtsbruder, der abends zu amtieren hatte, kletterte in Ermangelung des Organisten auf die Orgelbank und versuchte es mit der längstentwohnten Kunst, wir anderen warfen uns in den Talar und hatten in der volksüberfluteten Kirche das Wunder eines unvergeßlichen Erlebnisses: Berlin Nord hatte auf seinen Besitztitel an der Kirche gepocht. Dasselbe Stück roter Berliner Erde, das sonst recht beleidigt und gekränkt tat, wenn w i r einmal auf den Besitztitel der Kirche an seiner Seele zu pochen wagten, und in dem die Kirchenfeindschaft ihre allerdings meist versteckten Orgien feierte. Alles, was jahrelang in unendlich mühsamer, zäher, stiller und öffentlicher Arbeit getan worden war, war ein fortwährendes Liebeswerben um diese innerlich so heimatlosen oder innerlich so fest vernagelten Menschen für die Heimat Kirche gewesen. Von dem Erfolg schweigt am besten des Sängers Höflichkeit. Und hätte uns einer vor Wochen gesagt, die uns anvertraute, vertrauenslose Herde würde sich eines Tages einen improvisierten Gottesdienst erzwingen, wir hätten seiner Volkskenntnis die beste Note sicher nicht gegeben. Und plötzlich war das eine Tatsache geworden. Damit ist der kirchlich so übel beleumdete Berliner Norden einfach rehabilitiert. Und damit ist in ihm noch etwas anderes rehabilitiert: unsere Kirche in ihrem Anspruch, ihrem Wert, ihrer Hoheit als Volkskirche.

Wenn die erste starke, seelische Erschütterung, die die seelisch verarmte Masse in ihrer Gesamtheit durchfährt, dahintreibt, all die Schranken und Barrikaden, die, ganz gleich aus welchem Grunde, um die Kirche aufgerichtet waren, in kurzem, raschem Entschluß niederzureißen und ein Land wieder zu betreten, das man für sich als Ödland längst preisgegeben hatte, dann gehört von jetzt an die Anklage, daß die Kirche an sich dem Volke nichts mehr zu bieten habe, ins Gebiet der Fabel und der Faselei. Umgekehrt liegt die Geschichte. In den letzten Jahrzehnten haben wir uns zermürbt, befehdet, verfeindet an der Frage der Volkstümlichkeit der Kirche. Wir wollten volkstümlich sein um jeden Preis, und waren es zum Teil bis zur Selbstentwürdigung. Und wo es uns nicht gelang, oder auch wo es uns nur allzu gut gelang, redeten wir vom Bankerott der Kirche. Heute wissen wir es besser. Wir standen nicht vor dem Bankerott der Kirche. Wir standen vor dem des Volksempfindens, das nicht mehr fähig war oder nicht mehr fähig sein wollte, etwas in sich zu verarbeiten, das über das platt Alltägliche hinaus ging. Nur einer Macht war es sonst noch zugänglich, der Macht des Sensationellen. Jetzt plötzlich spürte es in aller Kraft die Macht des Sonntäglichen und w o l l t e mit ihr fertig werden. Und es fand dazu, als wäre das die selbstverständlichste Sache in der Welt, keinen anderen Raum als die Kirche mit ihrer Botschaft.

Wir sind hier viel zu hart von der totalen kirchlichen Stumpfheit geschüttelt worden, als daß wir uns Illusionen hingeben. Tausende stehen noch abseits. Die ganz „Abgekochten“ kommen nicht. Aber Tausende haben sich an dieser Ehrenrettung unserer Kirche und ihrer eigenen Seele beteiligt, und von diesen Kriegstagen, nicht von dem Kirchweihtag an, datiert die Eingemeindung unserer Kirche in unser Stadtviertel. Daß die religiöse Bewegung in ihm wieder abflaut, weiß jeder, der die Natur des Menschen kennt. Sie steht nicht gern allzu lange unter Hochdruck. Aber das ändert nichts an dem Gewinn, daß die Kirche jetzt auch hier etwas Heimatliches geworden ist. Wo man sich einmal in einer schicksalsdurchrauschten Stunde geborgen, gesegnet, gestärkt fühlte, bleibt ein Stück Heimatsland. Und so wird der sofort am Anfange des Krieges errungene Kirchensieg von tiefeinschneidender Bedeutung selbst für die kirchenverlorensten Viertel sein.

Unsere „Intellektuellen“ im Volk, die sonst überall das Gras wachsen hören, vermögen das allerdings noch nicht zu fassen. Mir sagte einer, als er mit mir am ersten Mobilmachungstage in ehrlichem Forschungsdrang meine Gegend durchschritt und über die auf Schritt und Tritt zu beobachtende völkische Kraftentfaltung staunte: Eigentlich sei ich und meine Zunft zu bedauern. Denn diese ganze Kraftentfaltung gehe vor sich ohne jeden religiösen Impuls, wie es noch vor 100 Jahren ganz natürlich gewesen wäre. Jedes Reden von Gott dabei, selbst in den Kaiserworten, wirke nur wie ein Anhängsel aus Urväterzeiten, das rein dekorativen Wert habe, sonst aber sehr gut entbehrt werden könne. Das ist die Weisheit des grünen Tisches, von dem aus man dem Volke weder aufs Maul, wie Luther sagt, noch in das Herz hineinschauen kann. So hatte sie denn für unseren Kirchensturm auch nur die niedrige Erklärung einer im ersten Augenblick in der Seele aufquellende Sentimentalität. In Zukunft sollten wir uns j e d e s Diskutieren mit solch tief schürfender Welterklärung verbieten. Für die Gegenwart ist für jeden, es mag ihm nun in seine Melodie passen oder nicht, erwiesen, daß des Volkes Seele, wenn sie vor eine Entscheidungsstunde gestellt wird, ü b e r a l l nach einem f e s t e n Hause sucht, und daß ihr dies bis heute nirgends im ganzen deutschen Lande geboten werden kann als in der viel verschrienen, schon als baufällig abgestempelten Kirche.

Und in das Haus zog Leben ein wie von selbst. Es wird immer wieder gesagt: das einzige, wodurch man in den unübersehbaren Massengemeinden noch an die Menschen heran kommt, sind die Vereine. So wird denn von jedem, der Tatkraft hat, frisch drauf los organisiert. Aber was dabei herausspringt, sind meist Vereinchen; Schiffsplanken, die sich einer zimmert und auf die er sich rettet, weil er sonst im Treiben auf dem Menschenmeer gar nichts Festes unter den Füßen hätte. Anders ist es, wenn ihm auf einmal so viele seelische und religiöse und kirchliche Kräfte entgegentreten, daß er ihrer nur Herr werden kann, indem er sie organisiert, das heißt, sie an ihre Arbeit stellt. Und so war es bei uns. Wir haben fast nur Frauen, deren Tag von früh bis spät ausgefüllt ist durch ihre häuslichen Pflichten und die Pflicht des Mitverdienens. An der Krankheit der Langeweile leidet keine. Und auf einmal beim ersten Anruf in der Kriegszeit hatten diese Frauen, die sonst wirklich keine Zeit haben, Zeit und zwar ausgerechnet für die Kirche, damit die nun ihr Heimatsrecht an den Menschen so recht geltend machen könnte. Es brauchte nicht e i n e Helferin aus der Welt, in der man sich langweilt, importiert zu werden. Wir hatten sie in unserer Welt genug. In wenigen Tagen war von ihnen j e d e s Haus besucht und die Liste a l l e r unserer Kriegsteilnehmer fertig. Und mit scharfem Blick, der sich selten etwas vortäuschen läßt, gruben sie und graben sie nach der Not und dem Mangel, die hinter den ungezählten Türen sitzen, und helfen mit, sie wegzuräumen. In der von Sulze mit allem Recht so heißbekämpften Massengemeinde wird sein Gemeindeideal wach, daß keiner verloren gehen darf

ohne durch die Schuld des andern. Und so hat der Krieg das unter Hunderten von Frauen fertig gebracht, die sich bis da noch nicht einmal dem Namen nach kannten, daß sie sich verantwortlich fühlen für ihre Kirchgenossen und dafür nicht nur ihre Zeit opfern müssen, sondern auch ihre Groschen, die sie sonst dreimal vor dem Ausgeben herumdrehen, springen lassen. Und vor allem sind es Frauen, die die Hinterhausdiplomatie der Not nicht tragisch nehmen. Denn in ihr wird wie in aller Diplomatie ein recht nettes Teilchen geschwindelt und vorgetäuscht. Und manche tränenfeuchte Familie hat damit in der ersten Kriegszeit, als in Groß-Berlin alles wild durcheinander „unterstützte", recht viel von dem Segen heimgetragen. Dann mußte man es sich schon gefallen lassen, daß man in einer ganz „brotlosen" Wohnung bei einem unvorhergesehenen Rekognoszierungsgange gleich eine Kompagnie von neueingekauften weißen Schuhen vorfand, die sich, nun ja, die Kinder doch so sehr gewünscht hätten. Da mußte man es sich schon gefallen lassen, daß man am Montag-Morgen vergeblich bei einer „ganz ratlosen" Kriegersfrau klingelte, weil sie nach Aussage des Hauswirts noch von ihrer Landpartie am Sonntag auszuschlafen hatte. Und noch ein Geschichtchen muß ich hier erzählen. Der Mann sofort eingezogen. Die Frau kommt, ganz in Elend aufgelöst. Es sind so und so viele Würmer da. Es muß also in die Tasche gegriffen und für's erste geholfen werden. Tags darauf der Besuch der Helferin im Hause. Sie findet dort die Frau wieder als ein Häuflein Jammer. „Ja, aber hören Sie, Sie haben doch gestern so und so viel erhalten." Und ein Augenaufschlag, halb vorwurfsvoll, halb triumphierend: „Ach, weil doch nun mein Mann fort ist, habe ich mir und die Kinder dafür photographieren lassen, daß er doch ein Bild von uns hat." Tableau. Wirklich, wir haben abgefeimte Bittgängerinnen, aber in der Hauptsache sind die von der Hand in den Mund lebenden Menschen in allem, was Geld angeht, große Kinder. Nur, wer ganz eng mit ihnen zusammenwohnt, kann das verstehen, und deshalb haben „westliche Damen" mit ihrer so stürmisch angefangenen Kriegsarbeit im Volke hier im Norden manches Fiasko erlebt. Dazu braucht's bei uns „nördliche" Frauen, die die Nerven und das Verzeihen für die Politik der Hinterhäuser haben, in denen so viele echte Not aufschreien muß.

Und in dem Augenblicke, in dem viele, die bis da nicht daran gedacht hatten, für die Hilfsbedürftigen im Namen der Kirche tätig wurden, wurde das anerkannt, was man immer nicht Wort haben wollte, daß die Armen die Schätze der Kirche sind, daß die Kirche ein ganz von selbst gegebener Mittelpunkt jeglicher sozialer Hilfsarbeit ist. Man hat, als man an allen Ecken und Enden Berlins am Kriegsanfange Kriegshilfe „organisierte", oft genug so getan, als sei eine Größe, die schon immer Menschenhilfe organisiert hatte, nämlich die Kirche, inzwischen Luft geworden. Sei's drum. Auch alle inzwischen wirkungskräftig gewordenen Hilfsaktionen in Ehren. W i r fahren das jetzt bereits als Kriegssegen ein, daß im Berliner Norden bei uns und anderswo das Vertrauen zur Kirche als einer Sachwalterin der Menschen auch in leiblicher Not wieder fest geworden ist. Es wird nach dem Kriege vorbei sein mit dem Gerede, daß wir wohl ein großes Lager an Worten, aber so gut wie keins an Taten hätten. Und Dank denen, die uns zu dem Lagerbestand verholfen haben, daß jetzt k e i n e r, der zu uns kommt und zu dem wir kommen, zu hungern und zu frieren braucht.

Manchen kleinen Zug könnte ich erzählen. Eine Frau kommt weinend an. Sie könne ihr Kind nicht einsegnen lassen. Der Mann sei im Feld. Es fehle am nötigsten. Ich rede ihr zu: diesmal hätte ich so wie so meinen Konfirmanden vorschlagen wollen, in dieser herben, ernsten Zeit einfach in ihren Sonntagskleidern zur Einsegnung zu kommen. Ich tue das auch. Kurz darauf kommen ein paar Konfirmandenmütter, die selbst sehr, sehr rechnen müssen: Herr Pastor, die Kinder kommen ja doch fast alle in Schwarz. So groß ist die Not nicht. Dann aber weinen sich die paar anderen ohne Festkleid die Augen aus. Nennen Sie uns die ganz Armen. Wir zahlen ihre Kleider mit. Ein paar schlichte, saubere Frauen kommen zu mir: Ob sie ein Kind in Pflege bekommen könnten? Nun ist das ganz und gar nicht meine Sache, Kinder in Pflege zu geben. Aber anstandshalber erkundige ich mich nach dem geforderten Pflegegelde. Ganz rot werden sie: Nein, so war das nicht gemeint. Wir sind kinderlos, haben unser gutes Auskommen und wollten damit nur, natürlich ganz umsonst, einer anderen Frau eine Sorge abnehmen. Und so könnte ich vieles aneinanderreihen, das erzählt von dem Wunder des erwachten Gemeindesinnes und von der Kirche als dem Sammelbecken vieler hilfreicher Menschenkräfte.

Neulich erzählte Lilly Braun eine Geschichte aus unserem Norden. Sie hat da inmitten der anderen Würmer eine Frau mit ihrem Säugling in der vollständig ausgeräumten Wohnung vorgefunden, nachdem diese auf einer von einer freundlichen Nachbarin noch rasch geliehenen Matratze entbunden hatte. Ich bejammere mit der Besucherin das Geschick der Ärmsten und habe dazu nur eins zu sagen: hätten es gewisse Volksfreunde nicht so meisterhaft verstanden, die Leute vor der Kirche und allem, was damit zusammenhängt, gruseln zu machen, vielleicht hätte die Frau vor ihrer schweren Stunde den Weg zum Kirchenhaus gefunden, und dann wäre diese Nordgeschichte ungeschrieben geblieben. Ich komme darauf, weil wir uns durch die Mithilfe unserer Helferinnen gerade so mancher jungen Mutter in der Kriegsnot annehmen und einige sogar zu Kriegspatenschaften „westlicher" Kirchenfrauen vorschlagen konnten, wodurch während der Dauer des Krieges alle Sorge von ihnen genommen wird.

Als die reichen Spenden in die Kasse des Roten Kreuzes flossen, brachte es wirklich die öffentliche Meinung fertig, zu fragen: Wo bleiben die Kirchen? Eigentlich müssen wir uns doch gestehen: Wir müssen fürchterlich mit unserer Würde und unserem Gottesamt gewirtschaftet haben, daß ein solches Fragen möglich ist. Und nur eine Antwort wäre richtig gewesen. Nicht die, nun rasch ein paar Tausend Mark aus dem gefüllten Kirchensäckel, wo er seltenerweise vorhanden war, in den großen Topf abzuführen, sondern die: die Kirchen bleiben auf i h r e m Fleck, i h r e m Posten, i h r e r Gemeindenot, denn darin kennen sie sich aus. Und wenn bei allem Erfreulichen, das wir jetzt in der Kirche erlebt haben, eins beschämend ist, so ist es das: daß niemand im Volke daran gedacht hat, in die Kassen der Nordgemeinden, die so arm wie Kirchenmäuse sind, Tausende und Zehntausende hineinzuwerfen: Ihr kennt das Volk und seinen Mangel an Seele und Leib. Helft allen euren Worten mit der Tat. Für die große Öffentlichkeit scheint die e v a n g e l i s c h e Kirche wenigstens ihre Rolle als soziale Macht ausgespielt zu haben, und diese Öffentlichkeit muß bekehrt werden. Religös und sozial wollen wir wieder ein Bollwerk im Lande werden, und dazu soll der Krieg, in dem wir als Kirche so vielen helfen, ein Helfer sein.

Einem mir sehr teuren Mann, der eine große, unermüdliche Lebensarbeit hinter sich und will's Gott noch vor sich hat, fiel das Gedicht von Gustav Schüler „Herr, schick uns Not" in die Hand. Und das Gedicht schrieb er sich ab, obwohl ihm sonst alle Lyrik wenig zu schaffen macht. Dann sagte er: All, all unser Tätigsein in unserem Volk hilft nicht mehr. Wir brauchen Not, eine große Not. Nun ist sie da, und er, der Lebenspraktiker, hatte recht. Wir brauchten Not, und der Namen Gott hat neuen, tiefen, vollen Klang bekommen, und der Namen Kirche hat neuen, hellen Glanz bekommen. Dankbar schlagen die Herzen derer im Felde, denen die Kirche Gott wiederbringt, dankbar schlagen die Herzen derer daheim, denen Gott wieder in der Kirche begegnen kann. Die

große Not hat es gemacht und Unzähligen eine neue Welt aufgehen lassen. Und wir als Kirche waren dabei wieder die anerkannten Diener am Heiligtum der Menschenseele, und wir als Kirche waren dabei wieder gerade unter den Entkirchlichtsten die anerkannten Diener am Heiligtum der Menschennöte. Damit ist die Kirche in ihrer Notwendigkeit für unser Volk erwiesen. Nötig war sie in all den Jahren, in denen sie wie ein Fremdling in manchen Stadtvierteln stand, nötig, um das heilige Feuer der himmlischen Kräfte zu hüten, damit es immer wieder hochaufflammen kann, wenn unser Volk in tiefer Not und schwerer Gefahr Licht und Wärme braucht. Und deshalb legen wir jetzt Hand ans Werk, damit wir die Kriegskirche, die sich unser Volk jetzt erobert hat, unserem Volke als Friedenskirche erobern und — wie sang das Pfingstlied doch — endlich „empor vom alten Grunde frei die neue Kirche steigt."

Erich Pfalzgraf.

Der Krieg und Englands Frömmigkeit.

II.

Es haben zwar Männer der geistigen Oberschicht und, wie man langsam hört, auch christlich ernste Kreise in England gegen diesen Krieg Proteste eingelegt und vor allem die schmähliche Verbrüderung der germanischen Rasse mit dem Slawentum zur Vernichtung des blutsverwandten deutschen Brudervolkes mit Entrüstung gegeißelt; und die mehrfach geäußerte Annahme mag zutreffend sein, wie wir zur schwachen Ehrenrettung der englischen Nation annehmen wollen, daß weit zahlreichere Proteste gegen diesen Krieg erfolgt seien, als wir bei der augenblicklichen unterbrochenen Berichterstattung von drüben her bis jetzt erfahren haben. Immerhin sind diese besseren Stimmen nur vereinzelt laut geworden und haben nicht vermocht, das Gesamturteil der Nation und ihre Kriegsführung zu beeinflussen.

Hier zeigt sich zunächst der unheilvolle Einfluß der englischen Presse, die in unvergleichlich stärkerem Maße als bei uns auf die öffentliche Stimmung zu wirken vermag. Das aber hängt zusammen mit der verhältnismäßig großen Unbildung und Urteilslosigkeit des heutigen Durchschnitts-Engländers, und mit der systematischen Aufhetzung gegen Deutschland, die seit Jahrzehnten schon das Volksurteil verwirrt. Diese im Dienst der nationalen Selbsterhaltung stehende Strömung vermochte sich aber um so leichter durchzusetzen, als das, was der im Lande bleibende Engländer von Deutschland zu sehen und zu hören bekommt, nicht gerade glänzend ist. Die älteren Leute erinnern sich der deutschen Einwanderung vor dem französischen Kriege, die aus mittellosen Leuten des Arbeiter- und kleinsten Mittelstandes sich zusammensetzte, die bei den weit besseren Verdienstmöglichkeiten in England ihre Heimat verließen, um drüben ihr Glück zu machen. So bieder diese Elemente meist auch waren, so vermochten sie doch nicht, dem Engländer ein anziehendes Bild von Deutschland vorzuführen, um so mehr, als das vor den siebziger Jahren bei den Deutschen völlig mangelnde Vaterlandsbewußtsein dem heimatstolzen Engländer den schlechtesten Eindruck machte. So wundert es uns nicht, daß man die Deutschen drüben ziemlich verächtlich beurteilte. Die wenigen besseren Kaufleute, die guten Familien entstammten und heute zu Ansehen und Vermögen gekommen sind, blieben so dünn gesät, daß sie das Gesamturteil nicht zu beeinflussen vermochten. Auch haben sie fast alle durch Naturalisation sich an England angegliedert.

Um so stärker aber wurde der Eindruck, den man drüben von dem verkommenen Gesindel beiderlei Geschlechts bekam, das in dem „freien Land" eine Zuflucht fand, nachdem der Heimatboden ihm zu heiß geworden, oder das drüben auf viel günstigere Verhältnisse hoffte, als der polizeibewachte Heimatstaat es ihm gewährte, um hier seinem lichtscheuen Gewerbe nachzugehen. Es muß zu unserer Schande eingestanden werden, daß die niedrigsten Bordelle und Dockarbeiterkneipen in den englischen Hafenstädten, ebenso wie in denen Hollands und Belgiens in ganz unverhältnismäßiger Überzahl in deutschen Händen sind. Daß dadurch die Achtung, zumal des sittenstrengen und kirchlichen Engländers, vor den Deutschen nicht verbessert wird, bedarf keines weiteren Beweises. Zum Unglück werden dann auch noch die durch Hull im Osten und Liverpool im Westen das Land passierenden russischen und polnischen Juden und Auswanderer, die oft in entsetzlicher Verfassung sind, ausnahmslos für Deutsche gehalten, weil sie meist auf den deutschen Dampfern und fast immer aus deutschen Hafenplätzen, über Hamburg oder Bremen, kommen. Dadurch ist für den Durchschnitts-Engländer Deutscher auch gleichbedeutend mit Jude in der abfälligen Klangfarbe dieses Wortes. In solchem Licht erscheint die deutsche Nation dem Gros der englischen Insulaner.

Daß man es einem solchen Volke gegenüber auch nicht so scharf verurteilt, wenn die Kampfesmittel skrupelloser gehandhabt werden, läßt sich verstehen, wenn auch nicht entschuldigen. Und von den Einsichtigen wird dieses Vorurteil der Masse gegen Deutschland um so lieber benützt, um die Abneigung stark zu erhalten, die im Söldnerheere nötig ist, um sie zum Kampf zu entflammen, wenn einmal die Stunde der Abrechnung mit dem auf wirtschaftlichem Gebiete so überaus gefürchteten Gegner schlägt. So geschieht tatsächlich nichts, um das Massenvorurteil gegen uns zu zerstreuen; es wird im Gegenteil selbst in den Schulen schon genährt, ob mit Bewußtsein oder aus Beschränktheit, bleibe dahingestellt.

Gleichwohl erwarten wir, daß dieser ganze Krieg, der so unvermittelt vom Zaune gebrochen ward, sowie zumal die verwerfliche Art seiner Durchführung von jedem gesitteten Engländer verurteilt werde, welchen Standes und Berufes er auch sei, und zwar um so mehr, als England den Anspruch erhebt, das religiöseste Volk der Welt zu sein. Dann muß man davon auch in seinem Handeln etwas merken. Daß dem nun aber nicht so ist, hat erstlich darin seinen Grund, daß der Menge des englischen Volkes alles das, was uns in diesem Krieg aufs tiefste entrüstet, in völlig anderem Licht erscheint. Teils wird verschwiegen, was sich dazu besser eignet, teils wird die ganze Lage durch Presse und Regierung dem Volke in der Beleuchtung dargestellt, die für sein sittliches Empfinden noch erträglich ist. Und bei der Urteilslosigkeit der Menge und bei den schon vorhandenen tief gewurzelten Vorurteilen fällt die Lösung dieser Aufgabe für die interessierten Leute nicht einmal besonders schwer. Die ganze Schuld trifft diese Kreise, und ihnen gegenüber brauchen wir in unserem Urteil auch mit den Ausdrücken der Entrüstung nicht allzu wählerisch zu sein.

Daß aber denen, die dies ganze Spiel durchschauen, nicht ihre religiöse Stellung den Mut und Antrieb zu gewaltigen Protesten gab, ist nicht nur Schlechtigkeit, sondern hat einen eigenartigen Grund. England fürchtet, vielleicht mit Recht, daß Deutschlands zunehmende Macht die Weltstellung, den Handel und zuletzt die Existenzbedingungen seines Landes bedrohe; ihr Vaterland scheint ihnen auf dem Spiel zu stehen. In solchen Zeiten aber gilt nach dem bekannten englischen Wort Recht oder Unrecht ihnen gleich. Wieweit unter ähnlichen Umständen die Religion für uns ein Korrektiv für unser Handeln wäre, sei dahingestellt; feststeht, daß sie für Englands Volk das jedenfalls nicht ist. Das aber nimmt den gar nicht wunder, der die Religiosität Englands in ihrer Eigenart durchschaut. Dies gilt erst recht für jene Schichten, denen ihre Religion ein bloßer äußerer Mantel ist an Stelle innerer Lebenskraft. Und solche gibt es drüben ebenso wie auch bei uns.

Hier aber geht es uns um die, denen es ernst ist mit ihrer Religion, und die doch alle jene äußeren Bedenken stärker

werden lassen, als die innere Stimme ihrer Frömmigkeit. Daß sie mit einmal ihren Glauben über Bord geworfen haben sollten, ist ebenso undenkbar, wie die schon erwähnte Annahme, daß alle ihre Frömmigkeit nichts anderes sei als äußerer Schein. Es ist vielmehr die ganze Eigenart der englischen Religiosität, die allein des Rätsels Lösung bringt. So wie der Bauer mancher deutschen Gegenden mit zäher Festigkeit von Väterzeiten her an seiner Kirche hält und unentwegt jahraus jahrein des Sonntags ihre Bänke füllt, und doch unverändert in seinem Geiz und seiner Härte beharrt, so steht es ähnlich mit der Religiosität des Engländers. Wir würden dem Bauer unrecht tun, wollten wir seine festgewurzelte Kirchlichkeit mit Heuchelei bezeichnen; ihm ist es damit ehrlich Ernst, so wenig er auch seine Lebensgewohnheiten und sein Denken davon beeinflussen läßt. So ähnlich steht in England die Religion, auf ihren inneren Einfluß hin betrachtet, neben dem Leben des Volkes, so sehr sie, äußerlich angesehen, alles zu beherrschen scheint.

In meiner erwähnten kleinen Schrift habe ich es näher belegt, wie dem Engländer seine Religion teils Stimmung ist und wie sie zugleich aus Stimmung erwächst, die eines stark romantischen Einschlages nicht entbehrt; wie sie aber andererseits auch der Gegenpol seines Charakters ist, die ihm das gibt, was sonst das geschäftige und nüchterne Alltagsleben ihm versagt. Nicht Kraft für seine Arbeit ist sie ihm, wie das von unserer Frömmigkeit gilt, sondern die Erholung nach der Arbeit, die außerhalb und jenseits seines Alltagslebens steht. So wenig, wie sie sein geschäftliches Leben beeinflußt und dessen kalten Egoismus überwindet, so wenig Berührungspunkte hat sie auch mit seiner Politik, in der er seine eigenen brutalen Bahnen geht, ohne auch nur leise religiöse Bedenken zu empfinden. Und daß die englische Religion so wenig Lebensmacht werden konnte, wie das leider der Fall ist, liegt an ihrer äußerlichen Gesetzlichkeit, die ihrem Wesen das Gepräge gibt. So wie die ganze Sonntagsfeier Englands in ihrer alttestamentlichen Strenge und Gebundenheit noch unberührt geblieben ist von Jesu Geist, so atmet alles religiöse Leben drüben den Geist der kirchlichen Verpflichtung und der gesetzlichen Verbindlichkeit, auch hier in eigenartigem Gegensatz zu dem Charakter dieses Volkes, der allem Zwang aufs schärfste widerstrebt und in der vollen Freiheit jedes Einzelnen sein höchstes Ziel erblickt. Die Religion der Gegenpol des Wesens! Man findet doch auch bei dem Israeliten strengster Observanz gar keinen Anlaß, da von Heuchelei zu reden und seine religiöse Ehrlichkeit zu bezweifeln, wo er in brutaler Kälte jedes Mittel für erlaubt erachtet, das das Gesetz ihm nicht direkt beschneidet, um dadurch sein Geschäft zu fördern und seinen Reichtum zu vermehren. Die feinere Ethik Jesu ist ihm noch fremd und bildet für ihn keinen Maßstab, der sein Handeln leitet.

Auf fast genau derselben Stufe steht heute noch Englands Ethik. Christliche Dogmen werden wohl gepredigt und der Name „Herr" spielt eine große Rolle im Gebet und Gottesdienst; doch seines Geistes haben sie kaum einen Hauch verspürt. Das ist gewiß nicht Heuchelei, aber es ist Rückständigkeit in ihrer ganzen Frömmigkeit. Es freut mich heute, daß ich das vor mehr als Jahresfrist schon ausgesprochen und begründet habe; so kann mir keiner jetzt den Vorwurf machen, daß ich als unverbesserlicher Englandfreund das zu beschönigen versuche, was alle Welt empört. Ich teile die Erbitterung darüber und bin aufs schmerzlichste bewegt; doch ist mir klar, wie da die Religion des Volkes drüben kein Gegenmittel werden konnte, und daß man darum ihre Kirchlichkeit nicht haftbar machen kann für das, was ihre Politik verfehlt.

Die Religion ist drüben nur der schöne goldene Rahmen ihres Lebens, der es von allen Seiten her umgibt; doch greift der Rahmen nicht ins Bild hinein. Die Religion steht vielfach außerhalb des Alltags; sie dient als Seelenstärkung und Erquickung, als schöner Schmuck des kahlen Lebens. Und wo sie eine Richtschnur für das Handeln bildet, da ist es nicht die freigewollte Selbstentfaltung alles Guten, sondern noch der starre Geist der Pflicht, der obendrein nur unvollkommen sich von Jesus hat befruchten lassen. So kommt es, daß vom Christentum des Evangeliums sich verhältnismäßig wenig findet, trotz aller Kirchlichkeit und Religiosität auf allen Gassen.

Es ist, wie vielfach sonst auf anderen Gebieten, dies Volk zurückgeblieben hinter uns in seiner stolzen Selbstgenügsamkeit, die manche Zeichen der Beschränktheit an sich trägt. Es fehlt die Innerlichkeit ihres Glaubens, die ihn erst eigentlich zur vollen Kraft des Lebens macht. So scheint auch hier auf dem Gebiet des Glaubens, trotz aller großen Leistungen und äußeren Taten, dies Volk nicht dazu ausersehen und nicht fähig, die Welt zu leiten und sie einer höheren Reife zuzuführen. Gott schenke uns den Sieg und helfe, daß wir weiter reifen möchten, entgegen seinen großen Menschheitsplänen!

Dortmund. H. Goetz.

Der Deutsche.

Wir wollen nichts Gemachtes:
Gewach'nes wollen wir.
Wir wollen nichts Erdachtes,
Gedruckt nur auf Papier.

Das Leben soll uns lehren,
Ein Leben — Du um Du.
Kein Mensch, kein Gott soll's wehren!
Dann winkt uns wieder Ruh'.

Bensheim a. B. K. E. Knodt.

Wir daheim.

Am 4. September bereits erschien der folgende Artikel in der „Kirchlichen Gegenwart". Wir nahmen sofort uns vor, ihn zu bringen, anderes drängte sich dazwischen, den dort besprochenen Abscheulichkeiten ist die Behörde mit Erlassen und Absperrungen begegnet. Ist damit der in jenen Vorgängen zutage getretene Sinn schon überwunden? Ist er nicht ein Anzeichen allgemeiner, vorhandener Schwäche unseres Volkscharakters? Muß diese Schwäche nicht jetzt verschwinden, wenn wir der Zukunft wert und ihrer würdig werden wollen? Darum geben wir diesen Aufsatz heute noch und wollen seine Grundgedanken später noch unterstreichen.

Da haben wir's.

Wir lesen in einer Provinzzeitung: „Die Gefangenen wurden aufs zuvorkommendste verpflegt und genossen mit sichtlichem Behagen die ihnen reichlich dargebotenen Erfrischungen." Wie mag denn den Auslandsdeutschen zumute sein, wenn sie das lesen sollten? Sie wurden gequält und gepeinigt mit solcher raffinierten Grausamkeit, daß man den Glauben an die Menschheit verlieren möchte, gequält von den Landsleuten der Soldaten, denen der deutsche Michel wieder seine Liebenswürdigkeit erweist. Was mögen unsere braven Soldaten sagen, auf die die Väter und Frauen jener Gefangenen vielleicht, ja wahrscheinlich tückisch aus dem Hinterhalte geschossen haben? Wird man für sie, für ihre Hinterbliebenen auch immer reichlich Erfrischungen haben? War es wirklich nur schöne Menschlichkeit, was die Bewohner jener Stadt O. auf den Bahnhof trieb, um Feindesliebe zu üben, so werden ja wohl riesengroß und unerschöpflich die Ströme der Wohltätigkeit sein, die von dort auf das eigene Volk herniedergehen. Den Kriegsgefangenen schulden wir nicht mehr richterliche Objektivität als unsern eigenen Strafgefangenen. Man geht auch viel zu weit in der

Sachlichkeit, wenn man von vornherein annimmt, diese einzelnen Gefangenen seien nicht die Träger des zähen Hasses der Franzosen. Seit mehr als 40 Jahren schreien sie dort drüben Rache! Rache! und umwerben unsere Feinde und Neider. Möglich, daß sie im Augenblick wider Willen durch Rußland hineingerissen sind, und wenn sie nicht der Hilfe Englands sicher gewesen wären, so hätten wir den bewaffneten Frieden noch einige Zeit erhalten können, aber die eigentliche Hassessaat ist in Frankreich gestreut, das lehrt ja Belgien. Das Wort Gambettas, Deutschland müsse zum Weißbluten gebracht werden, ist die Grundlage erst der englischen Einkreisungspolitik geworden. Wie ist es denn möglich, daß man ein ganzes Volk 40 Jahre lang mit dem Gedanken an Rache aufpeitschen konnte? Selbst mit dem gebildeten nüchternen Franzosen ließ sich nicht über Elsaß-Lothringen reden. Er konnte sich zu keiner anderen Auffassung aufschwingen, als daß ihnen dies Land geraubt sei, und daß sie es wieder haben müßten, und man dachte auch nicht daran, daß dem eigenen Lande italienische Gebietsteile fest einverleibt sind. Warum standen in Frankreich nicht Leute auf, die immer wieder sagten: „Daß Deutschland nach einem von uns gewollten und von ihm gewonnenen Kriege sich seine alten Provinzen genommen, ist nicht mehr als recht und billig." Hat doch Napoleon ganze Länder eingesteckt. Hat doch Österreich an Italien reiche Gebietsteile, für die es viel getan, verloren und hat das vergessen und verschmerzt und mit dem Gegner ein Bündnis geschlossen. Und hat nicht Österreich Sadowa vergessen, als wäre es nie gewesen? Wie denkt der Deutsche über Jena? Er sagt, es war damals etwas faul bei uns, und es mußte anders werden. Wären die Franzosen imstande, die Ereignisse von 70/71 unter einem moralischen Gesichtswinkel aufzufassen, wäre ihr Blick nicht getrübt durch Rachedurst und gekränkte Eitelkeit, so müßten sie eingesehen haben, daß Freundschaft und Frieden zwischen Deutschland und Frankreich den Frieden für ganz Europa bedeutet und die sicherste Grundlage für ihr eigenes Gedeihen. Aber nein, ehe sie ihren Haß begraben, lassen sie alles auf eine Kraftprobe ankommen, die dieses kinderarme Volk erschöpfen muß. Man lese jetzt die herrlichen Feldbriefe von Rindfleisch und Kretschman. Beide sagen übereinstimmend, je mehr ich dieses Volk kennen lerne, desto mehr muß ich es verachten, und um Ruhe vor ihnen zu haben, müssen wie sie ein zweitesmal niederwerfen. Man lese, mit welcher schamlosen Frechheit französische Offiziere und ihre Frauen die deutschen Sieger beschimpft und verhöhnt haben. Man überwies dem deutschen Kommando Aufrufe zum Anschlagen, in denen die Deutschen als Barbarenhorden bezeichnet werden. Alles, was sie an deutscher Manneszucht gesehen haben, macht ihnen gar keinen Eindruck, wir überzeugen sie nicht, wir bleiben für sie die wilden Räuber, die ihnen ihre Provinzen genommen, ihre Uhren geraubt, ihre Klaviere verbrannt und wie Vandalen gehaust haben. Und so wird es auch diesmal sein, sie sind nicht fähig, sich sittlich zu orientieren. Man bedenke nur, wenn wir ein Sedan und einen solchen verlorenen Krieg hinter uns hätten: ginge nicht ein lauter Ruf zur Buße und Einkehr durch unser Volk, würden wir nicht alle fragen, was haben wir verschuldet, daß es so weit kommen mußte? Und dann begönne ein großes Sichbesinnen und ein großes Streben, daß alles neu und anders werde. Ganz anders in Frankreich; dies Volk ist keiner moralischen Geschichtsbetrachtung fähig. In dem bekannten Buche „Der Zusammenbruch" hielt Zola seinem Volke einen Spiegel vor, der es zum Erschrecken und zur Einsicht hätte bringen müssen. Aber man hat ihm nur mit Gehässigkeit geantwortet, niemand war da, der dies Buch als eine vaterländische, verdienstvolle Tat bezeichnet hätte. Sie können eben nicht umlernen und sich besinnen, sie leben förmlich von der Lüge. Bücher könnte man darüber schreiben, aber ich will nur eins hervorheben: Nach allem, was sie von deutscher Bildung, Zucht und Ordnung gesehen, sind wir immer nur die „schmutzigen Schweine". In Wirklichkeit ist kaum ein Volk so schmutzig wie die Franzosen, sie haben ein ganz geringes Bedürfnis nach körperlicher Sauberkeit. Während die Reinlichkeitsgelegenheiten in kleinen Nestern der Schweiz und Tirol, in kleinen italienischen Provinzstädten, soweit sie der Fremdenverkehr berührt, ausgezeichnet sind, herrscht in der französischen Provinz eine ekelhafte Unsauberkeit. Und doch sind wir in ihren Augen die schmutzigen, und sie verachten uns als Leute ohne Kultur.

Und weil sie uns so verachten, deswegen können sie sich über ihre Niederlagen nicht beruhigen. Denn sie müßten doch Sedan vergessen, so gut wie sie Faschoda vergessen haben, Canada verschmerzt, vergessen, daß die Engländer ihnen die Vorherrschaft in Amerika genommen, vergessen das Testament Napoleons, der im perfiden Albion den Erzfeind sah, vergessen Tavannes, der schon vor 400 Jahren die englische Politik durchschaute als eine, die nur andere gegeneinander aufhetzt, ohne selbst etwas dabei zu riskieren. Warum nehmen sie die Demütigung durch England hin? Weil die Engländer ein Herrenvolk sind oder doch sich dafür ausgeben, was für die Franzosen das gleiche ist. Der reisende Engländer, der aus Arroganz, aus gänzlich mangelndem Bildungstrieb keine Sprache lernt, zwingt damit andern seine Sprache auf. Der Deutsche hingegen bemüht sich kellnerhaft, selbst im eigenen Lande dem Ausländer in seiner Sprache zu dienen. Ist es nicht unwürdig, daß in deutschen Kinderstuben schon welsche Laute ertönen, daß deutsche Kinder Erzieherinnen übergeben werden aus einem Volke, das uns so wesensfremd ist? Ich will nichts sagen gegen den formalen Bildungswert der französischen Sprache — freilich die allerwenigsten dringen bis dahin vor — nicht bestreiten, daß für verschiedene Berufe Sprechfertigkeit geboten, aber schließlich wollen wir doch nicht alle Kellner und Lakaien werden. Es ist doch unwürdig, daß selbst berufene Vertreter deutschen Wesens im Auslande ihren Titel und Namen französieren und anglisieren und selbst unter sich die fremde Sprache reden. Sie bringen dadurch dem Auslande die Verachtung deutschen Wesens bei. Man stelle sich einmal vor, mit welchem hohnvollen Lächeln ein Ausländer durch eine deutsche Stadt gehen muß; da liest er „mode de Paris", „Palais de danse", „grillroom" usw. usw. und muß sich wirklich vorkommen wie in einem schon eroberten Lande. Ist nicht die deutsche Frau glücklich, wenn sie ein Kleid besitzt, das ein Pariser Modell ist? Und wer es so fein geben kann, wie die Damen von Stand, der läßt den ganzen „trousseau" aus Paris kommen. Ist es zu verstehen, daß sich die verständige deutsche Frau nach französischer Mode kleidet, einer Mode, die so unanständig und geschmacklos ist — unten Schlauch und oben Sack — daß man sich nur wundert, wie sie immer n o c h geschmackloser werden kann? Ist es möglich, daß sich die deutsche Frau ihre Tracht aufzwingen läßt durch französische Schauspielerinnen, Schneider und wer weiß was sonst für Damen und Probiermamsells aller Art? Es ist unbegreiflich, in welcher Abhängigkeit von diesem Volk wir leben und daß selbst die mündige deutsche Frau von heute sich geschmeichelt fühlt, wenn man sie für eine Französin hält, während die Welschen empört sind, wollen wir uns ihnen gleichstellen. Ich erlebte es in einer großen Schweizer Pension, daß eine Pariserin, die weiter nichts konnte, als französisch sprechen und sich anziehen — aber das ist ja schon unendlich viel! —, jedesmal, wenn ihr etwas nicht schmeckte oder nicht gefiel, den anwesenden Deutschen mit verächtlichem Nasenrümpfen erklärte: „C'est la manière allemande!" Und trotzdem wurde sie umschmeichelt und umworben von deutschen Frauen, die an Herzens- und Geistesbildung turmhoch über ihr standen, die im Leben ihren Mann stellten, die reif und frei und mündig waren. Aber in diesem Stücke waren sie nicht mündig. Wie ist das möglich! Was soll man aber erst zu den Frauen

sagen, die französische Gefangene mit Liebesgaben umschmeicheln! Sollte eine darunter sein, die meint, die Leute dadurch von ihrem Hasse zu heilen, so ist sie eine große Törin. An der bodenlosen Verlogenheit der Franzosen gleitet das alles herunter wie Wasser vom Felsen. Aus Kretschmans Feldbriefen bricht immer wieder die helle Entrüstung über die Lügenhaftigkeit dieses Volkes hervor. Die deutsche Frau, die jetzt Gefangenen Erfrischungen reicht, kann sicher sein, daß sie selbst der zerlumpte Franzose noch in Grund und Boden verachtet, daß er sie jenseits der Grenze als schamlose Dirne ausschreien wird und dort nur davon reden wird, wie grausam die Gefangenschaft unter den deutschen Barbaren war. Man bedenke, daß alles, was unsern Feinden überflüssig zugute kommt, Feinden, die auf das Rote Kreuz schießen, denen verloren geht, die hinausgezogen sind mit dem Rufe: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein." Bei uns die Drangabe von Leib und Leben für Haus und Vaterland, dort das Feldgeschrei Haß und Rache.

Daß das noch alles gesagt werden muß! Der Verlust unserer Würde ist schlimmer als eine verlorene Schlacht. Ja, ich sehe hierin sogar eine Mitschuld an diesem unseligen Kriege. Wir haben's den Franzosen beigebracht, uns zu verachten, weil wir so bedientenhaft, so kellnermäßig sind. Die Demütigung durch den Engländer nehmen sie hin, ein Übergewicht auf unserer Seite können sie nicht ertragen.

Margarete Grethen.

Meine Zeitung.

Ja, mit meiner täglichen Zeitung, das ist ein Kreuz, seitdem wir uns im Kriegszustande befinden. Zunächst: ich erhalte sie nicht so regelmäßig, wie früher. Ob der Fehler in der Druckerei, in der Abfertigung, bei der Eisenbahn oder der Post liegt, ist gleichgültig. Aber als Staatsbürger war ich in Friedenszeiten gewöhnt, mein Blatt fast zur Minute auf dem Tische zu finden. Und nun merke ich, wie abhängig ich von der Zeitung geworden bin. Eine große, unbehagliche Unruhe erfaßt mich von dem Augenblicke, da die Zeitung früher erschien bis zu dem Zeitpunkte ihres jetzigen Erscheinens. Eine ganz bedenkliche Abhängigkeit, deren wir uns in der jetzigen außergewöhnlichen Zeit erst bewußt geworden sind: Würde die Zeitung eine Woche lang überhaupt ausbleiben, so würde, glaube ich, die Bevölkerung rasend werden oder vor Langerweile sterben.

Aber das ist nur das leichtere Kreuz. Schwerer trägt mancher an dem, was in der Zeitung enthalten ist. Zunächst etwas Äußerliches. Die erste Seite der Zeitung habe ich an der Wand befestigt, und ich bilde mir jetzt ein, Augenarzt zu sein. Denn aus der Ferne sieht jenes Blatt aus wie eine Musterkarte aller Druckgrößen, von der größten bis zur kleinsten. Es kommt keine Zeitung mehr ins Haus ohne den schreienden Großdruck, durch den das letzte größere — oft recht unwichtige — Ereignis auf dem Kriegsschauplatze bekannt gegeben werden soll. Die Depeschen des Großen Hauptquartiers kann der Kurzsichtigste auf zehn Schritte lesen; die unseres österreichischen Verbündeten mindestens auf acht Schritte. Andere Nachrichten werden entsprechend kleiner geboten, aber immer noch im Großdruck. Aber nun der Inhalt! Alles, schlechthin alles, was einer günstigen Deutung nur fähig ist, wird mit dieser aufregenden Überschrift versehen. Kleine Erfolge werden durch die Überschrift zu großen Siegen gestempelt. Die Worte „Niederlage" und „Zusammenbruch der Offensive" kommen fast täglich vor. Auch Nachrichten zweifelhaften Inhalts werden durch die Überschrift sehr gewandt mit einer für uns günstigen Frisur versehen. Die Einbildungskraft der Zeitungsschreiber sieht überall Erfolge, wo dem nüchternen Beobachter noch alles im Werden ist. Wer mitten unter der Bevölkerung gelebt hat, mußte dann eine bedenkliche Erfahrung machen: es wurden Siege gefeiert, die noch gar nicht erfochten waren. Die Folge war dann oft eine bittere Enttäuschung, wenn plötzlich unsere Truppen nicht vorwärts gedrungen waren, sondern sich tapfer kämpfend hatten zurückziehen müssen. Darunter hat dann das allgemeine Vertrauen gelitten. Viel Murren und Unzufriedenheit, viel unnützes Zagen und Fragen ist durch die Zivilstrategen unserer Zeitungen mittelbar veranlaßt. In dem Bestreben, täglich einen Sieg oder etwas dem Ähnliches zu melden, haben sie die große Menge in eine verkehrte Stimmung hineingeschrieben. Unsere Lage ist sehr ernst; aber wir wollen sie nicht durch halbrichtige Meldungen noch ernster machen.

Meine Zeitung hat aber noch eine andere Eigenart. Sie mag durch die Zeitverhältnisse und die Wünsche der Leser veranlaßt sein. Wir lesen in der Zeitung nur solche Sätze, die sich auf den Krieg beziehen. Zumeist durch die Zensur genehmigte oder von einer Zentralstelle versandte Schriftsätze, die ich in einer anderen Zeitung tags darauf auch wiederfinde. Das mag durch die Verhältnisse geboten sein und noch hingehen. Auch die vielen Erinnerungen an die früheren großen Kriege nimmt man noch mit in Kauf, obgleich die Häufung von Anekdoten denn doch etwas viel wird. Aber wir wollen doch auch noch etwas anderes lesen! Grade in dieser ernsten Zeit wollen wir eine Ablenkung haben, um nicht immer wieder auf dieselben Gedanken und Sorgen gestoßen zu werden. Von allen Seiten stürmen die Kriegsereignisse auf uns ein. Selbst in den Gottesdiensten hören wir sonntäglich davon. Wir haben es aber um unserer eigenen inneren Ruhe willen nötig, auf anderes gelenkt zu werden. Der wirklich Gebildete nimmt jetzt ein Buch aus dem Fache und versenkt sich zur Erfrischung in ein weit abgelegenes Gebiet. Aber wie wenige haben die Kraft, das von sich aus zu tun! Will die Zeitung ein Volkserzieher im höheren Sinne sein, darf sie nicht nur nach den neuigkeitslüsternen Wünschen ihrer Leser gehen. Sie muß von sich aus auf Ablenkung sinnen. Die Hauptsache wird darum nicht verloren gehen. Eine spätere Zeit wird's ihr danken.

In dem Augenblicke, da wir dieses schreiben, erhalten wir den Brief eines Bekannten, der von der Feder leben muß. Kriegsberichte kann er nicht schreiben, und Betrachtungen über die jedesmalige Lage liegen ihm fern. So hat ihn der Krieg und die einseitige Orientierung unserer Tage fast brotlos gemacht. Wie viele Genossen von der Feder mögen in ähnlicher oder schlimmerer Lage sein! Wir wollen es unserer Zeitung schreiben. Vielleicht besinnt sie sich.

Saxo.

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Th. A. Mittwoch, den 4. November, 6—8 Uhr, Friedrichstraße 213, Quergeb. 1 Tr. Böhlig: **Die Umwelt des Paulus. 1. Die jüdischen Quellen der paulinischen Theologie.** (Griechisches N. T. mitbringen.)

Herausgeber: Pastor Adolf Schäfer (verantwortlich), Bremen, Sandstraße 14, Pfarrer D. Max Fischer, Gr.-Läswitz b. Maltsch i. Schles. und Hauptpastor D. Curt Stage, Hamburg 8, Katharinenkirchhof 26.

Aus der Sammlung:

Die Festpredigt des freien Christentums
Die Kasualrede des freien Christentums

empfehlen wir folgende Bände:

Bußtagspredigten, Totenfestpredigten Adventspredigten.

Jeder Band brosch. 1,20 M., geb. 1,50 M.

Protestantischer Schriftenvertrieb G.m.b.H.
Berlin-Schöneberg, Eisenacher Straße 45.

San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium Aue i. Sa. Diätet. u. Wasserheilanst., Zander-Inst. m. orthopäd. Abt. Röntgenkabinett. Eig. Radiumquelle. Mod. physikal. Heilmeth. Behandl. von Nerven-, Herz-, Magen-, Darmleiden, Gelenkaffekt., Stoffwechselkrankheiten. **Dr. Meißner,** Hausarzt.

Gemütskranke Herren finden in der seit 1887 staatlich konzessionierten Anstalt, Pankow, Damerowstr. 1, liebevolle Aufnahme. Pension pro Monat v. 75 M. an. Leitender Arzt: Geheimer Sanitäts-Rat **Dr. Schaefer.** Anstaltsbesitzer **G. Engel.**

Villa Concordia, Wildungen. Für **Nieren- u. Blasenkuren** in geeign., erfolgversprechend. Fällen. Vorhe ige Anmeldung erwünscht. Prospekte frei. **Dr. med. B. Schmitz,** Spezialarzt.

Dr. Asbrands Chemieschule **Hannover-Linden,** Schwalenbergerstr. 5. Ausbildung v. Damen in Chemie u. Bakteriologie. Stellenvermittl. Prospekte frei.

Minderbegabte, geistig zurückgebliebene Jünglinge finden ein Heim. Sorgsame Pflege, Weiterbild., Gartenbeschäftigung usw. Leiter war 15 Jahre Lehrer Schwachbegabter. **Hohn, Bad Sachsa.**

Jeder Geflügelzüchter, jeder Gärtner, jeder Landwirt, jede Hausfrau, fordere gratis die glänzend begutachtete Broschüre „Ein Weg zum Erfolg". Intime, fortschrittliche Beratung! 1a Zuchtmaterial! Modernste Geräte! **Carl von Thaden,** Hartenstein 25 Sa. Betriebsl. der Rhodelander-Farm „Haus Sonnenwinkel."

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse u. innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Aerztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt. — Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung.

Bad Ems, Hotel Royal

ruhig und kühl gelegen, Malbergstrasse, an der Kaiser-Wilhelm-Kirche, 2 Minuten vom Bahnhof, Brunnen und Walde. Pension von 5 Mark, Zimmer mit Frühstück von 2,50 Mark an. Garten, elektr. Licht. A. Achtelstetter, Besitzer.

Friedrichshafen am Bodensee.

Töchterpensionat, Paulinenstift unter dem Protektorat S. M. des Königs.

Regelrechte höhere Mädchenschule. — Fortbildungskurs. — Haushaltungsschule. Sehr mässige Preise im Verhältnis zum Rang des Instituts.

Hannover. Hotel Pensionshaus Raschplatz, gegenüber dem Bahnhofausgang **Raschplatz. Telephon Nr. 7901.** Modern eingerichtetes Haus. Zimmer von Mark 2.— an. Trinkgeldablösung. Empfohlen vom Deutschen Offizier-Verein.

„Heimbolyt", bestes, seit vielen Jahren bewährtes

Tintenpulver

empfiehlt billigst (Mustersendung 200 g für 5 Liter tiefschwarze Tinte frei 1,10 Pf.)

Apotheker L. Seydel Nachf. Louis Heimberg, Wandsbek-Hamburg P.

Harmoniums

direkter Fabrikbezug.

Seelenvoll inton. Harmoniums von den kleinsten bis zu den edelsten Werken, auch mit **Spielapparat.** Hunderte v. Anerkennungsschreiben. Fachmänn. Bedienung. Langj. Garantie. **Vertreter** überall gesucht. Wundervolle Intonation d. beliebten Aeolsharfe. Konkurrenzlos. Verlangen Sie **umsonst** Hauptkatalog. **Harmoniumfabrik Hermann Graf, Chemnitz.** Prämiiert höchste Auszeichnung. Gold. Med.

Haarlemer Blumenzwiebeln

Spezialkulturen

Neuestes illustriertes Preisverzeichnis auf Wunsch kostenlos.

Blumenzwiebel-Exporthaus Huis ter Duin A.-G. Noordwyk bei Haarlem (Holland).

C. A. E. Spelsberg **Lüdenscheid** liefert nur beste Qualität

Zigarren

kistchenweise an Private. — Verlangen Sie Preisliste. —

2 junge Mädchen finden zur Ausbildung im Haushalt, auf Wunsch auch Säuglingspflege freundliche Aufnahme. **Montua, Waldheim** b. Offenbach a. M.-Bürgel.

Karten vom Kriegsschauplatz

im Preise von **20 Pf. bis 1.— M.**

Spezialkarten:

Karte der deutsch-französischen Grenzlande	—.80 M.
Karte der deutsch-russischen Grenzlande	1.— „
Karte der österreichisch-russischen Grenzlande	1.— „
Karte des Weltkrieges	1.— „
See- und Land-Kriegskarte	1.— „

Aktuelle Bücher und Schriften:

Kuhn, K. A. Die Gemeinheiten Englands in der Weltgeschichte	— 25 M.
v. Borkendorff: Das russische Schreckgespenst und sein wahrer Wert	1.— „
Wirth, Dr.: **Unsere äußere Politik**	1.40 „
Wundt, W.: Ueber den wahrhaften Krieg	—.50 „
Kühnemann, E.: **An die deutsche Jugend** im Weltkriegsjahr 1914	—.25 „
Das deutsche Weißbuch über den Ausbruch des Deutsch-russisch-französischen Krieges	—.30 „
Kriegsdepeschen 1914 des W. T. B., August	—.40 „
Lösche, Pastor: **Du stolzes England — schäme dich!**	—.50 „
Naumann, Dr.: **Deutschland und Frankreich**	—.50 „
Rohrbach, Dr.: **Warum es der deutsche Krieg ist!**	—.50 „
Wagner, Prof. Ad.: **Gegen England!**	— 75 „

Diverses:

Postkarten (Unsere Heerführer)	Stück	—.10 M.
„ (Schlachtenbilder)	„	—.10 „
„ (Schlachtenbilder, **bunt**)	„	—.15 „

Zu beziehen durch:

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Eisenacher Straße Nr. 45.

Richters Reiseführer

sorgfältig bearbeitet, mit den besten Karten, von handlichem Format.

*** Stets neue Auflagen. ***

Richters Wanderbücher

von kundiger Hand für die vielen Freunde des Wanderns geschrieben.

Käuflich in allen guten Buchhandlungen.

Verzeichnisse kostenlos — wo nicht vorrätig unmittelbar von **Richters Reiseführer-Verlag, Hamburg 1.**

Mineralien und Gesteine des böhmischen Erz- und Mittelgebirges, sowie aller Länder; **Steinsammlungen** für Schüler in Pappkästen von K 2.— aufwärts, in eleg. Kasten mit Lederüberzug von K 10.— aufwärts; **Achatplatten** mit Hohlschliff als Aschenschalen; alle möglichen **Achat- u. Bijouteriewaren** aus Edel- u. Halbedelsteinen in modernster Ausführung. Ansichtssendungen franko gegen franko. **Wilh. Fuchs, Teplitz-Schönau,** Badeplatz 1.

Studierkrankheiten?!

Suchen Sie Heilung — bestellen Sie sofort nachstehende Werke der ersten Autoritäten:

Die Heilung der Stuhlträgheit (Verstopfung) und ihre Folgeerscheinungen von Dr. Bergmann	M. 1,80
Die Heilung der Fettleibigkeit von Dr. Zikel	„ 2,50
Die Haemorrhoiden von Dr. Luda	„ 1,80
Die Arterienverkalkung von Dr. Luda	„ 1,80
Die Arterien-Gymnastik, e. neue erfolgr. Methode von Dr. Pick	„ 1,80
Die Zuckerkrankheit von Dr. Luda	„ 1,80
Die Gicht und Rheuma von Dr. Bergmann	„ 1,80

Gegen Einsendung (auch Briefmarken) oder Nachnahme. Porto extra.

Medizin. Verlag „Phoenix", Abt. 4, Berlin W 35, Steglitzer Straße 23.

Empfehlenswerte Bücher!

Friedrich d. Gr.

Von Dr. **H. Ostertag.**
(Bd. 5 der Religion der Klassiker.)

Fichte.

Von Prof. Dr. **Hch. Weinel.**
(Bd. 6 der Religion der Klassiker.)

Preis pro Band brosch. 1,50, gb. 2 M.

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Eisenacher Straße 45.

Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacher Straße 45.
Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.